

Gedanken über einen Film und über uns

Willkommen, du schwierige Frage!

Über diesen Film („Ich war neunzehn“, Regie: Konrad Wolf, 1968) spreche ich mit Vergnügen. Zwar ist Wolfgang Kohlhaase, der Drehbuchautor, einer meiner engsten Freunde, und da könnte man wohl „befangen“ sein, und Konrad Wolf kenne ich seit langem gut, und ich schätze seine Filme sehr; aber am wichtigsten ist: Auch ich war 19, eben in jenem Jahr 1945. Allerdings war ich im Mai schon ein halbes Jahr in sowjetischer und dann polnischer Gefangenschaft. Das sind also die persönlichen Momente, die mein Verhältnis zu diesem Film einfärben. Ich versuche aber gleichzeitig, mich davon zu befreien, um so klar wie möglich meinen generellen Eindruck wiederzugeben.

Um es zunächst rundheraus zu sagen, für mich ist es der beste Film, der seit einer kleinen Ewigkeit auf deutschem Boden entstanden ist. „Ich war neunzehn“ läßt auch solche Versuche wie Bernhard Wickis „Brücke“ und ähnliches mit Abstand, meine ich, hinter sich. Er hat sich von den verführerischen Äußerlichkeiten des Kintopp so weit befreit, daß die Wirklichkeit wieder ungebrochen zutage tritt, und zwar die Wirklichkeit, die sich hier absolut mit der Wahrheit der Zeit deckt, was ja oftmals verschiedene Momente sind. Man kann eine Sache wiedergeben, die wirklich ist, aber dennoch nicht allzuviel von der Wahrheit, von dem tieferen Wesen des Vorgangs vermittelt. In diesem Film kommt es zur Übereinstimmung.

Ich könnte nicht sagen, daß ich allertiefste seelische Erschütterungen durchlebt hätte, die etwa die Folge wären von äußerster Zuspitzung an Heroismus. Aber was ich an Erschütterung erfahren habe, ergibt sich aus einem jener seltenen Augenblicke, da man sich selbst, einem äußerst wesentlichen Teil von sich selbst, wieder begegnet. Natürlich geht es hier in der Hauptsache nicht um mich und meine persönlichen Eindrücke. Ich stelle das nur der Frage voran, die mich bewegen hat, in dieser Sache das Wort zu ergreifen: Wie nehmen die heute 19jährigen den Film auf?

Ich habe ganz bestimmte Befürchtungen, und das will ich offen sagen. Vielleicht komme ich von den Befürchtungen eher zu den Vorzügen des Filmes. Ich glaube, daß einem Teil, zumindest einem größeren Teil nicht nur unserer jüngeren Leute, sondern unseres Publikums überhaupt, gewisse Schwierigkeiten im Wege stehen werden, den Film in seiner wirklichen Tiefe zu erfassen. An diesen Schwierigkeiten ist das Publikum weniger schuld als manche fragwürdige Methode der Kunstvermittlung und Kunstwertung. Das fängt wahrscheinlich schon mit der Schule an, aber da hört es nicht auf. Ich will nur eine der übergreifenden Erscheinungen erwähnen: Im antifaschistischen Widerstand setzten die fortschrittlichsten Kräfte unseres Volkes, allen voran Kommunisten, die Traditionen deutscher revolutionärer Geschichte fort. So opferreich ihr Kampf auch war, so wenig er die faschistischen Verbrechen verhindern konnte – er gilt zu Recht als Beweis der nicht zu unterbrechenden Kontinuität unseres revolutionären Kampfes. Seine Helden retteten das Ansehen

des deutschen Namens über die faschistische Katastrophe hinweg, aber sie vermochten nicht, größere Teile des Volkes gegen den Faschismus zu mobilisieren. In jüngster Zeit wird jedoch gerade in manchen künstlerischen Darstellungen einer Überbetonung der Wider-



Progress-Filmprogramm, 1968

standskräfte im deutschen Volke nachgegeben, die ich für unzulässig halte. Der Zuschauer muß sich fragen, wie denn das alles so lange laufen konnte, bis fünf Minuten nach zwölf, wenn so viele Antifaschisten den paar faschistischen Machthabern so starken Widerstand leisteten. Falsche Vorstellungen von den Ereignissen fördern nicht die Herausbildung eines aktivierenden Geschichtsbewußtseins und schmälern nur die Leistungen, die in den vergangenen 20 Jahren unter Führung der Partei der Arbeiterklasse tatsächlich vollbracht wurden. Eine Szene des Films zeigt deutlich, was ich meine. Es gibt da diese grandiose Geschichte der Begegnung zwischen dem sowjetischen Stab und den befreiten Genossen aus dem Zuchthaus. Wie man sich erinnern wird, setzt einer der Genossen, ein glänzend ausgesuchter Darsteller, zu einer Rede an. Er kommt aber über das Wort „Genossen“ nicht hinaus und bricht eigentlich zusammen. Die Frage ist nur: Warum bricht er zusammen? Ist es allein die Erschütterung, die ihn gepackt hat, weil er nun begreift: Jetzt ist er frei, und er spricht hier seit längerer Zeit das Wort Genosse wieder aus in aller Freiheit, und nun auch noch zu sowjetischen Genossen? Ist es das allein? Ich glaube, daß diesem Mann die Worte weggeschnürt werden, weil er zur gleichen Zeit sehr genau weiß, daß im deutschen Volk, ja selbst unter den deutschen Genossen, dieses Wort gar nicht so ohne weiteres, so schlankweg ausgesprochen werden kann, weil es durch alle möglichen Dinge verschüttet worden ist. Hier

spürt ein Mann plötzlich, mein Gott, wir müssen aber manches klären, bevor wir so klar wieder zueinander Genossen sagen können. Das steckt in dieser Szene mit drin, und das wird wahrscheinlich ein junger Mensch nur schwer begreifen können. Das meine ich mit Wahrhaftigkeit.

Es wird in diesem Film gezeigt, daß ein Element der Selbstbefreiung – oder sagen wir des Anteils an der Befreiung – bei manchen vorhanden war. Aber die faschistische Gewalt konnte ein solches Maß an Verschüttung und an Einschnürung dieses Elementes erzielen, daß es auch in der Phase des faschistischen Zusammenbruches, des Sieges der Roten Armee, ungeheuer schwer war, diese Elemente wieder freizusetzen. Nehmen wir so eine Figur wie den Unteroffizier Willi Lommer. Die SS versucht, den vernünftigen Vorgang der Kapitulation, des endlichen Aufgebens eines sinnlosen Kampfes, durch brutale Gewalt zu verhindern. Dieser Unteroffizier hat für einen Augenblick die wiederum sehr vernünftige Einsicht, daß man diese Leute stoppen muß. Und das genau meine ich. Das ist nicht nur glaubhaft, es ist wahr. Aus dem blanken Vorsatz, sich das bißchen Leben, was noch gerettet worden ist, jetzt aber auch endgültig zu erhalten, resultiert die aktive Handlung, die Waffe noch einmal aufzunehmen und gegen die bisher eigenen Leute zu richten. Aber das ist eben nur ein Element. Aus dem hier kann etwas werden, aber er ist noch lange nicht das, was man einen sich selbst befreienden Menschen nennen könnte. Er wird noch viel Hilfe von anderen brauchen, um von diesem winzigen Ansatzpunkt weiterzukommen. Und was diesen Film eben von anderen unterscheidet, ist dies: Dem Manne, der da aus einem Augenblick von Vernunft heraus geschossen hat, wird nicht die Gloriole des Widerstandskämpfers aufgesetzt, sondern der wirkliche Vorgang wird in seiner Wahrhaftigkeit gezeigt.

Mit großem Recht wird die Forderung nach Gestaltung der Gegenwart und der gegenwärtigen Probleme erhoben. Warum kehren Konrad Wolf, Wolfgang Kohlhaase und dieses Kollektiv, das den Film gemacht hat, zu einer solchen Geschichte zurück, die vor 23 Jahren spielte? Das ist, glaube ich, eine wichtige Frage für unsere gesamte Kunstpolitik. Ich meine, daß ein Künstler nicht nur das Recht, sondern die Pflicht hat, jene Momente, die für ihn außerordentlich motorische Kraft gehabt haben und ihn immer noch bestimmen, hervorzukehren. Er hat das Recht anzunehmen, daß das, was ihn bewegte, bis ins Heute hinein auch andere erregen kann und ihnen Möglichkeiten zur Entscheidung bietet. Wenn ein Mann wie Konrad Wolf feststellt, daß er heute nicht das wäre, was er ist, wären die Dinge damals nicht so für ihn verlaufen, und hätten sie ihn nicht bestimmt in all den 23 Jahren, dann hat er das Recht, das vorzuführen. Und er ist sogar verpflichtet dazu. Wie soll man anders von einem jungen Menschen, der heute vielleicht 19 ist, verlangen, unsere Gegenwart zu verstehen, wenn man ihm nicht die Möglichkeit

gegeben hat, anderer Leute Vergangenheit und damit seine Vergangenheit und den Boden, auf dem er aufgewachsen ist, zu verstehen? Ich glaube, es kommt nicht in erster Linie darauf an, einen möglichst brandneuen Gegenstand darzustellen, zu umschreiben und anzuleuchten, sondern darauf, einen beliebigen Gegenstand so zu zeigen, daß man aus ihm auf andere schließen kann. Nun handelt es sich in unserem Falle nicht um einen beliebigen Gegenstand, sondern um den Punkt, an dem sozusagen Krieg und Frieden in Deutschland zusammenstoßen. Dieser Film trägt noch alle Zeichen des

das anzudrehen, sollten wir uns wehren. Jene Art von Kunst, die uns sozusagen mit Plakaten durchs Gehirn fährt, führt nicht weit. Wir sollten solche Kunstwerke verlangen wie etwa diesen Film, der jeden von uns in Schwierigkeiten bringen kann, nämlich in Denkschwierigkeiten. Wir kennen die Phrase „Wir sind doch alle Deutsche“. Wenn man aber untersucht, wer von den Deutschen in diesem Film im Interesse der deutschen Sache, um es so allgemein zu nennen, im Interesse der deutschen Zukunft handelt, so stellt sich heraus, daß es gerade der ist, der eine andere Uniform trägt und äußerlich

gar nicht begriffen, was ihnen eigentlich passiert ist, in Westdeutschland bis heute nicht. Ihnen ist passiert, daß ihr Haus abgebrannt ist, ihnen ist passiert, daß der Junge nicht wiedergekommen ist, ihnen ist passiert, daß sie haben in Gefangenschaft sitzen müssen. Aber warum dies alles passiert ist und was daraus an Lehren zu ziehen wäre, das ist manchen sehr fern geblieben. Der Film zeigt, wie sich ganz normale Leute an den Krieg gewöhnt hatten. „Wir haben viel gesehen“, sagt der Blindgeschossene. Und nun kommen die Russen, und das ist für sie alle der größte Schreck. Anstatt über das zu erschrecken, was vorher mit ihnen angestellt wurde, erschrecken sie jetzt erst.

Eine weitere Frage ist, ob hier das begriffen wird, was ich für ein Höchstmaß an Gegenwärtigkeit der Aussage halte. Ich könnte mir vorstellen, daß manche jungen Leute den Zugang zu dem, was vermeintlich nur Historie ist, nicht finden können. Ich beobachte das ja auch in anderen Bereichen und Gesprächen etwa mit meinen Lesern: Zu rasch Vergangenes wird als abgelegt und eben Erledigtes aufgefaßt, das keinerlei Verbindung mehr zu unserem Heute hat. Ich glaube aber, daß der Film z. B. mit jeder so schwer erarbeiteten Entscheidung des Gregor deutlich macht, was wir heute und immer wieder nötig haben, nämlich, Müheaufwendung jedes einzelnen, die Dinge, die um uns herum passieren, denkend zu durchstreifen und ganz wach auf sie zu reagieren.

Wir sind ein bißchen fahrlässig im Umgang mit den Gefahren, mit denen wir noch zu rechnen haben. Dadurch, daß die Entwicklung in der DDR eine so außerordentlich normale, kontinuierliche, eine friedliche, friedfertige ist, die jeden Tag zeigt, wie sich etwas stabilisiert, wie wir Zuwachs gewinnen an menschlichen Beziehungen und materiellem Wohlstand, dadurch unterschätzen wir, glaube ich, die latente Gefahr, der wir ausgesetzt sind. Wir müssen uns täglich klarmachen, daß das, was wir hier tun, nicht nur ein Ärgernis ist für die Leute, die wir verjagt haben, sondern eine ständig schmerzende Wunde, die sie schließen möchten. Es geht ja nicht nur darum, daß sie etwas verloren haben, ihren Besitzstand in der DDR, sondern daß sie wissen, es werden andere auch auf die Idee kommen, ihnen ähnliche Verluste zuzufügen, wenn wir uns herumsprechen.

Sie werden jede Chance suchen, diesen Prozeß aufhalten zu können. Und ich glaube, wir sehen manchmal doch nicht so genau, daß wir da sehr direkt angesprochen oder angegriffen sind.

Wie oft schleicht sich bei uns Routine ein! Man ist z. B. solidarisch im Prinzip, und das ist an sich schon etwas Großartiges; aber man ist das, glaube ich, nicht in jeder Minute und macht sich nicht genügend klar, daß bewußt Solidarisch-Sein wichtiger und das Entscheidende ist. Ich glaube, der Film hilft zu erkennen, daß eine der schlimmsten Gefahren in der Mittelmäßigkeit des Denkens besteht, in jener gerade noch zur Lösung von Alltagsfragen ausreichenden Denkanstrengung. In diesem Film wird gerade die außerordentliche Anstrengung dargestellt, die selbst der Beste aufbringen muß, um zu begreifen, daß etwas Neues geschehen und errungen werden muß.

Hermann Kant

Aus: „Forum“, Organ des Zentralrats der FDJ, 5/1968



Hinrichtung von Deserteuren durch Wehrmachtssoldaten

Krieges, und er trägt zugleich sehr viele Zeichen der kommenden, nämlich der friedlichen Zeit. Und er trägt sie zusammen, weil sie eben zusammengehören. Man kann nicht so sein, wie wir heute sind, ohne eine Lehre empfangen zu haben in der Vergangenheit. Und ich finde, daß der Film so ungeheuer gegenwärtig ist, weil er Grundelemente von menschlichen Verhaltensweisen an einem historisch fixierten Ort und zu einem historisch fixierten Zeitpunkt vorführt, die eben Grundelemente von Haltungen in diesem unserem Jahrhundert sind.

Es kann doch kein Zweifel daran bestehen, daß von dem Landschaftsgestalter bis zu dem durch persönliches Unglück tief Erschütterten und zugleich dummen, historisch dummen Verwundeten alle Figuren heute denkbar sind. Mit anderen Vokabeln und anderen Wunden, aber denkbar. Ich will gerne zugeben, daß es des persönlichen Einsatzes des Beschauers dieses Films bedarf, das abzulesen. Der Film macht es einem nicht leicht, dem Film ist kein Mann mit Zeigefinger beige stellt, der uns sozusagen hinter der Leinwand hervor die Lehren des Films in den Zuschauerraum ruft. Die müssen wir schon selber finden, aber sie sind auffindbar. Und das ist außerordentlich wichtig. Ich glaube nicht an eine Kunst, die ihre Absichten und Lehren so sehr verschlüsselt, daß sie nicht mehr auffindbar sind. Aber ich glaube an die Berechtigung der Kunst, die ein bißchen Mühe, die der Autor eines Werkes aufwenden mußte, nun auch dem Beschauer abverlangt. Das passive, im Grunde Schlaraffenlandkunstgefühl sollte uns ganz fremd sein, und wo man versucht, uns

von den Deutschen am weitesten weg ist. Die anderen sind entweder Dumme oder Böswillige, auch Opfer, oder sie sind dümmliche oder auch fleißige Helfershelfer.

Das Grausigste an dieser Periode ist doch, daß unerhört viel Fleiß und Intelligenz, Verstand, List und Klugheit, Mut angewandt wurden für eine so widerliche, schäbige und grauenhafte Sache. Daß es gelungen ist, ein Volk, das im Grunde so ist wie alle anderen, in die Gewohnheit zu bringen, dem Grauenhaften nicht nur zuzusehen, sondern ihm zu dienen. Wenn diese, wie man so sagt, anständige Bauersfrau im Film das tut, was von ihr verlangt wird, einerseits die Suppe kocht und andererseits aufpaßt, daß den Kindern nichts passiert, und dem ganzen Vorgang, der sich dort vollzieht, erschrocken zusieht, würde sie nicht unter anderen Umständen, sagen wir, wenn dort deutsche Soldaten Rast machten, und zwar vor ihrem nächsten idiotischen Angriff, ebenso die Suppe kochen und auf die Kinder achten? Ich bin überzeugt, daß dieser im Dokumentarstreifen gezeigte KZ-Henker ein fleißiger Henker war. Also, mit solchen Kategorien ist überhaupt nichts gesagt. Fleiß oder Anstand oder Gedankenreichtum konnten und können für eine falsche Sache verwendet werden, wenn die Frage „Wozu dies alles?“ nicht gestellt wird. Und der Film zeigt, daß die Leute, die er vorführt, nicht bis ins Mark getroffen sind. Das erklärt einen Teil unserer Anfangsschwierigkeiten nach dem Kriege, und es erklärt auch zu einem Teil die Entwicklung in Westdeutschland: Die Leute haben offensichtlich sehr lange

Elemente des „linken Antikommunismus“

Die Überlegungen zum Phänomen eines „linken Antikommunismus“, die sich jedem Marxisten aufdrängen müssen, der den antimonopolistischen und sozialistischen Kampf der vergangenen Monate und Jahre in Westberlin engagiert und aktiv verfolgt hat, verstehen sich als Appell zum Auf- und Ausbau der antiimperialistischen Aktionseinheit. Deren Verwirklichung erfordert eine permanente theoretische Überprüfung und Klärung der divergierenden Konzeptionen der gegenwärtigen und potentiellen Bündnispartner – Auseinandersetzungen, die dazu beitragen, intellektuelle und emotionale Hindernisse und Vorbehalte, die der Entwicklung und Festigung der Aktionseinheit im Wege stehen, abzubauen und zu beseitigen. Eine schlechte Einheit nämlich ist die, die durch das bloße Eliminieren der Kontroverspunkte zustande kommt: Sie läßt über die reale Situation im unklaren und kann, gerade weil sie statisch ist und den Prozeßcharakter der Einheit übersieht, nicht von stabiler Dauer sein.

Es sind also Fragen aufzuwerfen und Kriterien zur Diskussion zu stellen, die einerseits durch ihre Formulierung als gestellte Fragen ein Problembewußtsein wecken und wachhalten, andererseits aber auch mit aller von der – gemeinsamen – Sache her gebotenen Unerbittlichkeit Grenzen markieren, die von einem wirklichen Antifaschisten und Sozialisten nicht überschritten werden dürfen.

Über die Existenz und das Wesen des „linken Antikommunismus“ besteht weitgehend Unklarheit. In der politischen Diskussion kann etwa auf den Vorwurf des Antikommunismus entgegnet werden: „Ich kann kein Antikommunist sein, ich bin doch selbst Kommunist.“ Zunächst bedarf also der Begriff des „linken Antikommunismus“ einer Erörterung.

Wie sich ungebrochene bürgerliche Ideologie von bürgerlicher Ideologie unterscheidet, die auch – beeinflusst durch die Macht von sozialer Herkunft, Tradition und gesellschaftlichem Druck – in manchen sozialistischen Theorien noch mehr oder weniger unerschwellig lebendig ist, so unterscheidet sich herrschende antikommunistische Massenhysterie von „linkem Antikommunismus“. Der Antikommunismus, als das zentrale und umfassende, von der Bourgeoisie als Instrument ihrer Herrschaft benutzte Vorurteil, setzt sich in der Form des „linken Antikommunismus“ innerhalb antiimperialistischen und sozialistischen Gedankenguts fort und hat hier die Funktion eines imperialistischen Stützpunktes „hinter den Linien“. Seinen sozialen Ort und seine soziale Basis hat der „linke Antikommunismus“ vor allem in Teilen der linken Intelligenz und der Studentenschaft, die sich bekanntlich zum überwiegenden Teil aus dem Kleinbürgertum rekrutiert. Wieweit der „linke Antikommunismus“ Denken und

Handeln der „Linken“ bestimmt, ob er nur als Relikt vorkommt oder ob er strukturbestimmend ist, zeigt an, auf welcher Seite des Klassenkampfes eine Gruppe oder Person letztlich steht, zumindest wohin sie tendiert. Drei mögliche Mißverständnisse müssen abgewehrt werden: Erstens geht es dieser Untersuchung des „linken Antikommunismus“ nicht um eine Klassenanalyse etwa

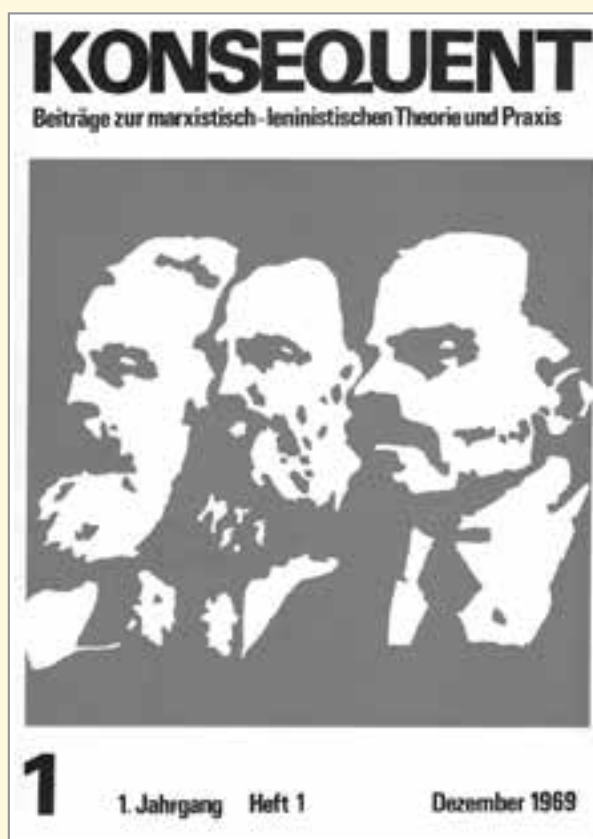
haben. Obwohl er subjektiv kein Bürger mehr sein kann, hat er Angst, mit seiner Klasse radikal zu brechen. Diese Angst gibt sich Ausdrucksformen und schafft sich Mythen, die mit der Realität nichts zu tun haben. Die Angst äußert sich als Realitätsflucht, präziser: als Flucht vor der Geschichte.

Aus dem Dilemma des „linken Antikommunisten“, nicht mehr Bürger sein zu können und sich zugleich vor dem Sieg der Arbeiterklasse zu fürchten, resultiert der Widerspruch in seinem politischen Verhalten: Er agiert verbal und auch praktisch für den Sozialismus, richtet seine Strategie aber geschickt so ein, daß er beruhigt sein kann: auf diese Weise wird er nicht realisiert werden. Er tut, möchte man manchmal meinen, alles, was dazu geeignet ist, den Erfolg zu verhindern. Das durch diese Haltung erzeugte schlechte Gewissen wiederum treibt ihn weiter zu linker und „linksradikaler“ Phrasenhaftigkeit, verbal und praktisch. Der linke, der „linksradikale Antikommunist“ manövriert sich in eine ihm sicherlich nicht willkommene, aber verräterische Gemeinschaft: Das Ziel ist nichts, Bewegung ist alles!

Es ist nur folgerichtig und entspricht der inneren Logik des „linken Antikommunismus“, daß er einen guten Teil seiner Energie dazu aufwendet, diejenigen Instrumente der Arbeiterklasse zu attackieren, mit denen sie Geschichte macht und die den Sieg und den Erfolg des Sozialismus allererst verbürgen: die kommunistischen Parteien und die sozialistischen Staaten. Nicht immer allerdings geschieht es mit solcher Eindeutigkeit wie da, wo zum Sturm aufs Establishment aller Parteien und aller Staaten geblasen wird, ohne Rücksicht darauf, wo Arbeiterinteresse und die

Herrschaft der Arbeiterklasse etabliert sind und wo Bourgeoisinteresse und die Diktatur der Bourgeoisie. Die – in diesem Fall klar ausgesprochene – Frontstellung gegen Partei und Staat, das heißt gegen den Sieg der Arbeiterklasse, ist die Essenz, die alle anderen Erscheinungen des „linken Antikommunismus“ potentiell schon in sich enthält und beherrscht – von der Polemik gegen den realisierten Sozialismus der DDR über die offensive Ablehnung der Aktionseinheit mit den Kommunisten bis hin zu solchen Symptomen, daß „revolutionäre“ Studenten, die ins sozialistische Kuba fahren, nicht einsehen, daß sie dort arbeiten sollen, oder daß ein SDS-Mitglied gesprächsweise erklärt, wenn in Westberlin die Revolution siegt, setze er sich ins nächste (bzw. letzte) Flugzeug und fliege nach Westdeutschland.

Beim Suchen und Finden scheinrationaler Argumente und Ausflüchte zur Rechtfertigung solchen für „Sozialisten“ merkwürdigen Verhaltens sind der Phantasie keine Grenzen gesetzt. Besonderer Beliebtheit beim Zurechtlegen eines Alibis erfreut sich die Methode, die Kommunisten mit sämtlichen



Titelseite der ersten „Konsequent“-Ausgabe,
Herausgeber: SEW Zehlendorf

der Intelligenz. Wenn also von Bürgerlichkeit die Rede sein wird, so sagt dies nichts über die objektive Klassenzugehörigkeit aus. Zum anderen darf der „linke Antikommunismus“ nie mit dem Antikommunismus schlechthin gleichgesetzt werden; der „linke Antikommunismus“ hat Kräfte der eigenen Aufhebung in sich und unterscheidet sich in substantiellen Strukturen vom gewöhnlichen Antikommunismus, zum Beispiel ist er, anders als jener, nicht generell manipulierbar. Und drittens ist Bürgerlichkeit nicht notwendig mit Antikommunismus identisch.

Wie jeder Antikommunismus, so entspringt auch das Syndrom des „linken Antikommunismus“ einer irrationalen Angst und Unsicherheit. Auch der „linke Antikommunist“ hat Angst vor qualitativer Veränderung, vor dem Sozialismus; er fürchtet sich vor dem Verlust von Traditionen und Privilegien, die für ihn eine Stärkung des Selbstbewußtseins bedeuten. Auch er will nicht sehen, daß dieser befürchtete Verlust nicht das Werk des Sozialismus ist, sondern objektive Ursachen hat, die gleichen nämlich, die auch die Arbeiterbewegung und den Sozialismus hervorgerufen

vermeintlichen oder tatsächlichen Sünden der kommunistischen Weltbewegung zu konfrontieren. Zum Schluß kommt heraus, daß es allein die Schuld der kommunistischen Parteien und der sozialistischen Staaten ist, wenn die Weltrevolution noch nicht gesiegt hat, und unser „Revolutionär“ ist glänzend bestätigt. Auch die verbreitete China-Begeisterung, eine Begeisterung für einen sozialistischen Staat also, kann nicht als Gegenbeweis gelten. Die Westberliner Form des Maoismus ist in der Hauptsache auf dem Humus der antiautoritären Bewegung gediehen, sie fand ihre Verbreitung innerhalb des antiautoritären Potentials und darf zum guten Teil als deren Symptom genommen werden. Die (eher folkloristische) China-Orientierung hat mit dem wirklichen, historischen China und dessen Problemen nichts zu tun; Ereignisse und Theorien wie die der „Großen proletarischen Kulturrevolution“ werden unverstanden und ahistorisch auf die Westberliner Situation übertragen, was eben für die Geschichtslosigkeit bzw. -feindlichkeit der betreffenden Gruppen spricht. Und andererseits bietet das entfernte China – obwohl es in dieser Funktion prinzipiell auswechselbar ist – eine besonders günstige Gelegenheit, den Antikommunismus im Gewande des Antisowjetismus auszuleben und dennoch scheinbar und um so demonstrativer unter der Fahne des Kommunismus zu marschieren.

Wenn hier Antikommunismus als Antisowjetismus bezeichnet wird, so geschieht dies nicht aus einer ungeschichtlichen Mythisierung der Sowjetunion heraus, sondern aus der rationalen und historischen Einsicht, daß die ökonomische, militärische, wissenschaftliche und politische Stärke der Sowjetunion (wie selbstverständlich der anderen sozialistischen Staaten und für das deutsche Proletariat in besonderem Maße: der DDR) für den Sieg des Proletariats aller Länder von unerschätzbarem, entscheidender Bedeutung ist. Wer das negiert, negiert den Kampf der Arbeiterklasse auch in Westberlin und landet, ehe er merkt, was mit ihm geschieht, bei einer linken Variante des gängigen antikommunistischen Stereotyps: rot = braun: „Amis raus aus Vietnam, Russen raus aus Prag!“

Der Parole rot = braun scheint auch die antiautoritäre Organisationsfeindlichkeit zu folgen: Wer dünkt dabei nicht an den demagogischen Standardsatz „freiheitlicher“ Politiker: „Wir sind gegen jede Form des Totalitarismus“! Im Antiautoritarismus findet der „linke Antikommunismus“ seine deutlichste und durchsichtigste Ausprägung: Dem unverhohlenen Kampf gegen die Organisationen der leninistischen Partei und der Diktatur des Proletariats entspringt ein – zwar uneingeständenes, nichtsdestoweniger aber auffälliges – akademisches Elitedenken, auf der höheren Ebene quasi der Antibürgerlichkeit. Die individuelle „Freiheit“ erlebt eine Auferstehung, von der kein Prophet der Bourgeoisie sich etwas hätte träumen lassen; jeder einzelne wird tendenziell zu seinem eigenen Parteivorsitzenden, wodurch er sich seine persönlichen, intellektuellen Vorbehalte gegen die Partei und seine schöne Seele bewahren kann; überhaupt wird Ästhetik in diesem politischen Umkreis häufig für Politik ausgegeben.

An die Stelle der Geschichte der Arbeiterbewegung treten Geschichten von Kommunen. Die Arbeiterklasse wird als Träger der sozialistischen Revolution in Frage gestellt und durch die Studenten, soziale „Randgruppen“ und Subkultur ersetzt. Nachdem man die Arbeiterklasse als revolutionäre Kraft wiederentdeckt hat, überträgt man die eigenen Kampferfahrungen von Schule und Universität auf den Kampf der Arbeiterschaft und predigt ihr vom Katheder studentischer Erkenntnisse die wahre revolutionäre Strategie.

Das alle Phänomene des „linken Antikommunismus“ durchziehende Fluchtmotiv zeigt sich auch in der zeitweilig bei der APO grassierenden Proletarophilie und dem Philokommunismus, dem „Exotismus nach innen“. Der Umschlag von irrationaler Ablehnung in irrational, ästhetisierende Schwärmerei ist ein vordergründig besonders unangreifbares Mittel, sich vor der Strenge der Theorie zu drücken und an der praktischen Notwendigkeit vorbeizumogeln (wie der Philosemitismus eine ausweichende Reaktion auf den Antisemitismus ist). Der mythenbildende Ästhet pflastert sich so seinen Fluchtweg vor der wirklichen Geschichte, vor dieser Arbeiterklasse, vor diesem Staat, vor dieser Partei.

Auch das scheinbare Gegenteil des Sich-Einkapselns, der mit letzterem häufig sogar unmittelbar gekoppelte massive Opportunismus bei konkreten „Massenkontakten“ entspringt der Unsicherheit unserer Sozialisten ohne Klassenposition. Jeder, der schon Diskussionsgruppen am Ku'damm zugehört hat, wird sich erinnern, wie APO-Studenten neugierigen oder schimpfenden Passanten immer wieder versichern: Aber den Sozialismus in der DDR lehnen wir ja gerade ab, und mit Ulbricht wollen wir nichts zu tun haben! Man konzidiert dem Publikum also – als „Bürger“ – zunächst dessen antikommunistischen Haß, der konkret z. B. in der Beschimpfung der DDR faßbar wird, man bestätigt es in seinen Vorurteilen, um auf dieser Basis (der übersprungenen Hürde antikommunistischer Berührungsangst) als „Linker“ vielleicht doch Gehör zu finden. Konsequenterweise muß in diesen Diskussionen irgendein drittes Gesellschaftsmodell, ein „humanistischer“ Sozialismus vorgestellt werden, der, was in solchen Situationen unmittelbar sichtbar wird, vom Antikommunismus provoziert und genährt wird. Diese Spirale setzt sich fort, wenn die Aggressionen, denen der „linke Antikommunist“ in der Bevölkerung begegnet, bei ihm, der eben doch – als Linker! – Verbotenes tut, ein Schuldbewußtsein produzieren; er leitet die Aggressionen zu seiner eigenen Entlastung weiter auf die wirklichen Kommunisten (DDR, SED, SEW).

Wer solche Wege eines bürgerlichen Sozialismus einschlägt, wer auf die Straße geht, um den Westberlinern klarzumachen, daß die Sowjetunion ein imperialistischer Staat sei und daß sich die ČSSR befreien müsse, und es ablehnt, am 1. Mai zusammen mit der kommunistischen Partei zu demonstrieren, der möge zusehen, wie er sich aus den Armen des Senats wieder befreien kann. Vorausgesetzt immer, daß er dies überhaupt will.

Die oben genannten Phänomene und Motive des manifesten linksantikommunistischen Opportunismus bereichern die vielfältige

Angst, die jedem Antikommunismus zugrundeliegt, um einen weiteren Aspekt: Der „linke Antikommunist“, als Linker selbst Opfer des Antikommunismus, wendet sich an die Unterdrückter und versucht sich zu retten, indem er sie mittels Bestechung in Form von Zugeständnissen um Verschonung bittet.

Doch hat sich solcher Opportunismus noch nie ausgezahlt und wird sich nie auszahlen. Eine mögliche zeitweilige und partielle Honorierung darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Bourgeoisie im geeigneten Moment keinen Unterschied mehr machen wird zwischen ihren linken Helfern, deren sie sich, wenn es ihr günstig erscheint, gegen die Kommunisten bedient, und den Kommunisten selbst. Die antiimperialistische Aktionseinheit ist – trotz aller Meinungsverschiedenheiten – für uns alle lebensnotwendig. Die antikommunistischen Linken sind aber nicht nur zugleich Opfer und Instrument des Antikommunismus: Niemand wird leugnen, daß die Aktivität auch der Teile der APO, auf die Charakteristiken des „linken Antikommunismus“ zutreffen, als ein wesentlicher Faktor dazu beigetragen hat, daß der grobe Antikommunismus bereits spürbar abgebaut werden konnte. Was wiederum seine reale Bedingung darin hat, daß der kleinbürgerliche Massen-Antikommunismus alle Linken, alle Demokraten und Sozialisten mit den Kommunisten gleichsetzt.

Der Antikommunismus und – in seinen Grenzen – auch der „linke Antikommunismus“ sind Herrschafts- und Disziplinierungsmittel der Bourgeoisie; sie dienen der Ablenkung von der wirklichen Klassenfront. Aufklärung über Wesen und Funktion des Antikommunismus bedeutet also Kampf gegen die Herrschaft der Bourgeoisie. Für die Bekämpfung des „linken Antikommunismus“ noch wichtiger ist dessen Widerlegung in der Praxis des gemeinsamen Kampfes. Am effektivsten aber wird der Antikommunismus in all seinen Spielarten durch das Erstarken der antiimperialistischen, sozialistischen Weltbewegung bekämpft, die ihm und der ihn nährenden Angst den Boden entzieht.

Wolf-Dieter Gudopp

Aus „Konsequenz“, Beiträge zur marxistisch-leninistischen Theorie und Praxis, Hrsg. SEW Zehlendorf, Heft 1, Dezember 1969

Anmerkung der Redaktion:

Die in unterschiedlichem Maß vom „linken“ Antikommunismus (vor allem „Anti-DDR-Ismus“ und „Anti-Sowjetunion-Ismus“) geprägten Vertreter der APO (außerparlamentarische Opposition), mit denen sich der Autor in seinem Beitrag befaßte, haben in den seitdem vergangenen fünf Jahrzehnten die unterschiedlichsten Lebenswege zurückgelegt: Einige wenige haben nach Überwindung ihrer antikommunistischen Vorbehalte zu uns gefunden, viele haben ihr politisches Engagement resigniert aufgegeben, und mancher ist wieder in der Klasse gelandet, aus der er doch angeblich radikal und für immer ausgebrochen war – man denke beispielsweise an den früheren „Straßenkämpfer“ Joschka Fischer, der es schließlich bis zu Schröders Kriegs-Außenminister brachte.